

Neue Liebe



Seit 30 Jahren ist der Cellist **Alban Gerhardt** auf allen Bühnen der Welt zu hören. In der Corona-Pause hat auch er das Internet als Podium entdeckt. Aber ganz anders als seine Kollegen.

Von Klemens Hippel



Foto: Adam Markowski / PR

Eigentlich ist Alban Gerhardt ja Berliner. Aber da es ihn jetzt nach Madrid verschlagen hat, muss ich mich doch zu einem Skype-Interview verabreden. Schade, dass mein Skype sich nicht mit Madrid verbinden mag und lieber ein Update macht. Sodass wir dann doch ganz altmodisch zum Telefon greifen.

Herr Gerhardt, als Ihr letztes Porträt im FONO FORUM erschien, war gerade Ihr Cello gestohlen worden.

Oh, das ist ja lange her, 16 Jahre.

Haben Sie je wieder etwas davon gehört?

Nein. Die Polizei meinte damals, entweder taucht es nach einer Woche auf oder nach zehn Jahren. Und wenn es gar nicht mehr auftaucht, war es vielleicht ein Gelegenheitsdieb, der später in der Zeitung gelesen hat, was es wert ist, und es dann aus lauter Angst vernichtet hat. Vielleicht wollte aber auch jemand gerade dieses Cello haben, dann liegt es jetzt bei ihm im Tresor.

Denken Sie noch an das Instrument?

Nein. Für mich war das ein Glück im Unglück. Ich wusste damals, dass ich eigentlich ein Instrument mit einem größeren Klang brauchte, aber ich hatte nie Lust zu suchen. Als es mir weggenommen wurde, war ich dazu gezwungen. Und dann habe ich dieses Cello von Matteo Gofriller gefunden, das perfekt zu mir passt. Ich bin aber keiner, der von seinem Instrument

besessen ist. Ich gehe nicht alle zwei Wochen zum Geigenbauer oder experimentiere mit Saiten und Steg wie manche Kollegen. Ich gehe nur zum Geigenbauer, wenn es irgendwo raselt. Und ich suche die Fehler eher bei mir als beim Instrument. Wenn es nicht klingt, bin ich schuld, nicht Bogen oder Instrument.

Sind Sie denn vorsichtiger geworden nach dem Diebstahl?

Überhaupt nicht. Obwohl ich seit ein paar Jahren im Flugzeug einen zweiten Sitz buche und das Cello nicht mehr als Gepäck aufgebe. Da war zwar 20 Jahre lang nichts passiert, aber vor einiger Zeit ist mir klar geworden, dass ich für die Versicherungssumme meines Instruments nichts Adäquates kaufen könnte. Die Instrumente vom Gofriller kosten inzwischen siebenstellig – außer meinem, weil es in einem so schlechten Zustand ist. Ich könnte es natürlich restaurieren lassen, aber das würde den Wert nicht erhöhen, den Klang vielleicht sogar verschlechtern.

Waren Sie durch diesen Schicksalsschlag besser auf Corona vorbereitet als die Kollegen?

Das ist eine gute Frage. (*lacht*) Nein, damals habe ich mir einfach einen Ersatz besorgt, ich musste mit der Musik nicht aufhören. Jetzt gibt es keinen Ersatz. Aber ich war mir immer sehr bewusst, dass es jederzeit vorbei sein kann mit dem Musizieren. Finger ab, Hand ab... Aber das Leben bietet auch andere Sachen.

Sie können sich ein Leben ohne Musik vorstellen?

Meine Glückseligkeit hängt nicht vom Cellospielen ab. Ich fände es sehr schade, wenn ich nicht mehr spielen könnte, aber ich bin sicher, dass mich das nicht unglücklich machen würde. Dann würde ich halt mehr Musik hören. Seit vorgestern habe ich wieder eine funktionierende Stereoanlage. Ich hasse es, über den Computer Musik zu hören, das klingt so furchtbar. Wenn ich richtig hören will, muss es im Konzert sein oder über eine gute Anlage. Gerade gestern habe ich wieder mal Debussy mit Giesecking aufgelegt, das ist so schön.

Als Cellist waren Sie zuletzt in einem Autokino zu erleben – wie muss man sich das vorstellen?

Das war in Monheim, wo gerade eine Kulturwerkstatt in einer alten Fabrikhalle entsteht, von Kammermusik bis Rockkonzert soll alles möglich sein. Das ist ein faszinierendes Projekt. Die Bauarbeiten haben noch gar nicht begonnen, aber jetzt im Sommer gibt

es schon diese Autokino-Konzerte. Das war lustig: Ich habe für 30 oder 40 Autos drei Bachsuiten gespielt. Das wurde aufgenommen und in die Autoradios übertragen, mit einer tollen Klangqualität. Für den Applaus durfte man die Fenster runterlassen. Sie können sich das auf Patreon (www.patreon.com/AlbanGerhardt) anhören.

Patreon ist Ihr großes Corona-Projekt: Sie posten dort Videos mit Übungen, Tipps, bieten Video-Chats ... Wie kamen Sie auf die Idee?

Als in Madrid der Shutdown begann, habe ich gesehen, dass die Kollegen auf allen Social-Media-Kanälen wie verrückt posten. Ich habe mich zwar ein bisschen schuldig gefühlt, aber dazu hatte ich keine Lust. Dann hat meine Agentur mir Patreon vorgeschlagen, und das fand ich interessant. Mich vor einer breiten anonymen Masse zu quälen, nur für Likes, dafür bin ich zu faul und zu alt. Aber wenn die Leute ein bisschen Geld zahlen, fühle ich mich in die Pflicht genommen. Und dann hat mein ältester Sohn vorgeschlagen, doch mal die täglichen Übungen zu präsentieren, mit denen ich ihn immer genervt habe.

Das Ganze scheint sich sehr in Richtung Cellounterricht zu entwickeln.

Ich habe das Unterrichten immer geliebt. Masterclasses zu geben fand ich immer toll, und ich hatte oft sehr positives Feedback. Aber ich habe viel zu viel Respekt vor dem Unterrichten, um es nur nebenbei zu machen. Da jetzt keine Konzerte stattfinden, kann ich mich intensiv damit befassen. Deshalb entwickelt es sich gerade, ich habe ein paar Schüler, die ich einmal im Monat unterrichte. Lustigerweise kommen auch Leute, die schon einen tollen Lehrer haben. Das wäre mir nie eingefallen – wenn man einen guten Lehrer hat, und dann sagt ein anderer das Gegenteil, das verwirrt einen doch.

Master-Class-Hopping ist ja weit verbreitet.



Foto: Kaupo Kikkas / PR

Das stimmt. Ich habe einmal in einem Wettbewerb in der Jury gesessen, und die Biografien waren unglaublich: Da tauchten 20 verschiedene Lehrer auf. Unter anderen sah ich meinen Namen, obwohl ich damals gar nicht unterrichtet habe. Ich kannte den Cellisten auch gar nicht. Dann stellte sich heraus, er hatte bei einem Kurs, den ich mal gegeben habe, passiv teilgenommen, und plötzlich war ich sein Lehrer. Dieses Namedropping ist sehr komisch. In meinem Lebenslauf habe ich drei Lehrer, die mich wirklich beeinflusst haben: vor allem Boris Pergamenschikow, dann Markus Nyikos, und daneben nenne ich auch immer Paul Tortelier; in einem fünftägigen Kurs habe ich viel von ihm lernen dürfen.

Wenn man solche Lehrer hat, braucht man keinen anderen.

Tolle Lehrer gibt es heute auch noch. Jens Peter Maintz zum Beispiel. Ich kenne ihn persönlich nur oberflächlich, aber er hat ganz großartige Schüler, und er bringt alles mit. Er und Jean-Guihen Queyras haben einfach alles gemacht: Solo, Orchester, Kammermusik. Und Queyras spielt auch noch fantastisch Barockcello und war im Ensemble Intercontemporain. Pergamenschikow war ein fantastischer Musiker und Lehrer, aber er hat nie im Orchester gesessen. Mir fehlt die Orchestererfahrung auch – 90 Prozent der Cellisten gehen ins Orchester oder werden Lehrer.

Ich fand die Idee, Tipps zum Selberspielen zu geben, sehr interessant. Statt noch einen Bach auf Youtube zu stellen – als kostenlose Konkurrenz zu den eigenen CDs.

Genau. Die Idee von Patreon ist eine gewisse Exklusivität. Die Inhalte sind nur für die, die sich angemeldet haben. Jemand fragte mich: Hast du keine Angst, wenn du jetzt deine ganzen Tricks verrätst? Darüber habe ich nie nachgedacht – ich finde es schön, wenn viele Leute gut Cello spielen. Was mich auszeichnet, ist nicht, dass ich Töne

besser treffe als andere – die meisten Cellisten treffen die Töne und haben einen guten Ton. Viel interessanter ist, was man mit einem Stück macht, ob man etwas Eigenes einbringt oder nur kopiert. Wenn ich noch einmal Elgar von einem Schüler in der Interpretation von Jacqueline du Pré höre, werde ich echt sauer. Ich liebe es, wie sie das gespielt hat, die Version ist einzigartig, aber das muss sie auch bleiben. Zwar zielt sie stark an dem, was Elgar geschrieben und vermutlich gewollt hat, vorbei – als Lehrer könnte man beinahe sagen: Thema verfehlt –, aber es ist so berührend, sie hatte

so eine unfassbare Spielfreude, dass mir dabei das Herz aufgeht. Doch ihre Interpretation als Vorlage zu nehmen und vielleicht sogar noch zu übersteigern, grenzt für mich an Blasphemie, weil es die Einzigartigkeit der du Pré zu einer Karikatur verkommen lässt.

Sie haben viele unbekannte romantische Cellokonzerte bei Hyperion aufgenommen. Das tolle Konzert von Pfitzner zum Beispiel. Wird so etwas eigentlich von Veranstaltern nachgefragt? Oder wollen die immer nur Schumann?

Leider. Dabei ist es doch langweilig, das ganze Jahr nur dieselben fünf Konzerte zu spielen. Zumal immer alle behaupten, das Repertoire sei zu klein. Trotzdem habe ich ein paar hundert Mal Dvořák gespielt und Elgar und die Rokoko-Variationen. Rubinstein nur einmal, ebenso Enescu – ein tolles Stück! – und den Pfitzner neulich in Japan. Da habe ich erst gezögert, das ist so ein sperriges und schwieriges Stück. Dann habe ich doch zugesagt, und es wurde ein schönes Konzert.

Wie umfangreich ist denn Ihr Repertoire?

Das ist gar nicht so groß im Vergleich zu Dirigenten. Die haben ein

„Es ist doch langweilig, das ganze Jahr nur dieselben fünf Cellokonzerte zu spielen.“

„Ich tue bei jedem Stück so, als wäre es für mich geschrieben.“

Repertoire von 300 bis 500 Stücken: Sinfonien, Konzerte, Opern. Wir haben unsere paar Konzertchen; ich habe in meiner Karriere vielleicht 75 verschiedene Konzerte gespielt oder 80.

Gerade haben Sie die beiden Schostakowitsch-Konzerte aufgenommen und im Booklet begründet, warum Sie so weit weg von Rostropowitschs

Auffassung der Werke sind. Welche Rolle spielt die Aufführungs-Tradition für sie?

Gar keine. Rostropowitsch war vielleicht der größte Cellist überhaupt, aber die Genies sind die Komponisten. Ich kenne keinen Interpreten, der eines ist. Es gibt gute und bessere und schlechte, aber das Wort genial würde ich für Bach und Beethoven und wie sie alle heißen reservieren. Und die meisten Komponisten waren neugierig, verschiedene Auffassungen ihrer Stücke zu hören. Schostakowitsch ist das beste Beispiel: Es gibt drei Aufnahmen, in denen er seine Cello-Sonate am Klavier begleitet, und die sind komplett verschieden. Der Komponist sitzt da und lässt sich von drei Interpreten ihre Version vorgeben! Mal mehr am Text, mal ganz weit weg. Rostropowitsch konnte einem sonstwas verkaufen, er hat die Musik gelebt, aber er hat sein eigenes Ding gemacht. Wenn ich spiele, muss es mein Ding sein. Die Leute zahlen doch nicht dafür, eine Rostropowitsch-Kopie zu hören, die wollen meine Version hören. Deshalb tue ich bei jedem Stück so, als wäre es für mich geschrieben. Dabei versuche ich, dem Wunsch des Komponisten so nah wie möglich zu kommen, mache aber nicht alles unbedingt so, wie es es geschrieben hat.

Die Metronomzahlen nehmen Sie jedenfalls extrem wörtlich.

Ja, der zweite, „langsame“ Satz des ersten Konzerts, ein Moderato (!),

ist tatsächlich sehr flüssig, wenn man Schostakowitschs Vorgabe ernst nimmt. Und das möchte ich gerne. Ich versuche immer, die Dirigenten von meinen Ideen zu überzeugen. Manchmal machen sie nur halbherzig mit, aber Jukka-Pekka Saraste hat alle meine Wünsche komplett mitgetragen.

Ist es nicht absurd, dass ein Musiker sagen muss: Lass uns mal versuchen, zu machen, was da steht?

(lacht) Ja, es ist lustig, dass man sich da rechtfertigen muss. Wir dürfen es uns natürlich nicht leicht machen: Nur weil es so und so dasteht, müssen wir es nicht genau so machen – wir müssen es auch verstehen und verständlich machen. Aber wenn Sie irgendeinen Cellisten bitten, den Anfang des Moderatos vorzusingen, wird er wahrscheinlich automatisch das richtige Tempo nehmen. Wenn man am Cello sitzt, wird es plötzlich langsamer, dann kommt eine ganz andere Geschichte dabei heraus. In einem Meisterkurs hat das mal jemand im halben Tempo gespielt. Dann wird es äußerst triefend und elegisch, und das steckt da eigentlich gar nicht drin. Diese Musik hat viel mit Angst zu tun und Leere und Depression, das ist keine Wohlfühlmusik. Schostakowitsch hatte jeden Tag Angst, dass jemand an die Tür klopft und ihn abholt. Das kann man mit unserer Wohlfühlzeit nicht vergleichen, trotz Corona.

Und was können wir als nächste CD erwarten?

Nach zwei Aufnahmen mit Zugaben von Rostropowitsch und Casals ist jetzt mein dritter Held dran: Emanuel Feuermann. Mit sehr schweren Sachen, u. a. Sarasates Zigeunerweisen, bearbeitet für Cello. Die schnellen Passagen finde ich gar nicht so schlimm, schwer ist diese Einleitung: Sarasate selbst hat sie ja doppelt so schnell genommen wie die Geiger heute. Und irgendwann komme ich dann vielleicht auch noch zu meinem vierten Cello-Helden: Piatigorsky. ■

Aktuelle CD

Schostakowitsch: Cellokonzerte Nr. 1 u. 2; Alban Gerhardt, WDR Sinfonieorchester, Jukka-Pekka Saraste (2018); hyperion (Rezension S. 43)

